18. Feindesliebe.

Helmstädt wußte noch nichts von der erzwungenen Abreise des Freundes. Gestern war Tanner nach dem Gottesdienste wieder sein Gast gewesen. Er hatte ihm die gerichtliche Ablehnung der Klage gegen Dossenheim mitgeteilt und auch seine entsetzlichen Befürchtungen ausgesprochen. Darauf hatte Tanner ihn getröstet und gemahnt, Gottes väterliche Fürsorge und weise Leitung für seine Getreuen nicht zu vergessen. Alfred hatte auch sein Werben um Hildegards Hand und deren bedingte Annahme berichtet.

„Ich beglückwünsche Euch zu dieser ausgezeichneten Wahl," erwiderte Tanner. „Schon vor einigen Wochen machte ich Euch auf die glänzenden Eigenschaften dieser edelgesinnten, geistreichen und frommen Jungfrau aufmerksam. Hält sie, nach strenger Selbstprüfung, sich nicht für unwürdig, Eure Gemahlin zu werden, dann begründen gegenseitige Liebe und gleiche Sinnesart andauerndes Lebensglück."

Alfred fand die Beurteilung des Professors nicht im mindesten übertrieben.

Aber Dossenheim?

Heute saß Helmstädt wieder grübelnd, von grausigen Vorstellungen geplagt, in seinem Zimmer. Keinen Augenblick täuschte er sich über die furchtbare Gefahr. Machte der verkommene und gewissenlose Trunkenbold gegen Hildegard bei Gericht Anzeige, so begann unverzüglich das peinliche Verfahren gegen das schuldlose Mädchen. Dem jungen Mann führte seine erregte Phantasie den ganzen schrecklichen Leidensweg vor Augen, den Hildegard durch alle Folterqualen bis zum Scheiterhaufen gehen mußte. Hiedurch kam er in eine bis zur Sinnesverwirrung gesteigerte Aufregung.

„Keine Hilfe?" rief er verzweifelt. „Muß das schuldlose Lamm das Opfer eines Schurken werden, weil der Hexenwahn regiert und es in Kurpfalz keine Gerechtigkeit mehr gibt? Muß Hildegards Leib auf der Folter zerrissen und in den Flammen verbrannt werden, weil für diesen Engel an Reinheit und Schönheit keine Rettung möglich ist? Ha — keine Rettung? Wer sagt dies? Feigheit sagt es und Erbarmungslosigkeit. Ja, es gibt Rettung und Hilfe — Selbsthilfe. Stirbt der Schurke Dossenheim, dann gibt es keine Anzeige — Hildegard ist gerettet. Und daß heute noch der Schurke stirbt, dafür will ich sorgen. Die Welt von einem solchen Ungeheuer zu befreien, kann nicht verboten sein. Die Unschuld zu retten aus den höllischen Krallen eines himmelschreienden Gerichtswesens, muß rühmlich sein. Sterben mußt du, ruchloser Unhold — heute noch mußt du sterben durch

meine strafende, die Unschuld schirmende Hand!" rief er mit rachsüchtig glühenden Augen.

Während dieses Gemütssturmes, im Zustande gestörter Zurechnungsfähigkeit, war er im Zimmer hin und her gerannt, die Fäuste geballt, das Gesicht verzerrt, schnaubend vor Grimm und Rachsucht.

Plötzlich blieb er steif stehen, mit entsetztem Ausdruck in den Zügen, mit so starren Blicken, als finde er sich am Rande eines schauerlichen Abgrundes, der ihn beim nächsten Schritte verschlingen müsse. In seinem Innersten erhob sich eine strenge Warnstimme, welche ihm die Bibelworte zurief: „Mein ist die Rache! Ich will vergelten, spricht der Herr." Und dann schwebte seinem geistigen Schauen die hehre Gestalt Christi vor Augen, der zu ihm sprach: „Ihr habt gehört, daß es hieß: Liebe deinen Nächsten und hasse deinen Feind. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, erweiset Gutes denen, die euch hassen."

Sein besseres Selbst war zurückgekehrt. Die Geister der Tiefe wichen scheu zurück vor seiner religiösen Überzeugung, die bisher seine ganze Lebensführung bestimmte und regelte.

Aufatmend, fuhr er mit der Hand über die Stirne und sagte: „Mein Gott, wohin hatte ich mich verirrt!"

Dann tat er, was er täglich zu tun pflegte. Er faltete die Hände, hob die Augen himmelwärts und betete reumütig: „Herr, mein Gott, verzeihe dem

Strauchelnden die Verirrung! Gewähre mir gnädig die Hilfe deiner Allmacht! Ja, nicht mein, sondern dein sei die Rache!"

Das Öffnen der Türe unterbrach ihn. Der Kammerdiener trat ein.

„Ritter Hans von Dossenheim bittet Euer Gnaden um Gehör."

„Wer? Hast du richtig gehört?"

„Ja, Herr! Ritter Hans von Dossenheim bittet um Gehör!"

Überrascht sah Helmstädt vor sich hin. Wider Willen erhoben sich in seinem Innern Abscheu und Zorn gegen den Schurken.

„Der Ritter mag eintreten," entschied er mit schwerer Selbstüberwindung.

Der Kammerdiener verschwand.

„Da hat Gott gewaltet!" sagte Helmstädt innerlich ergriffen. „Wäre der Ritter nur zehn Minuten früher gekommen, als eine furchtbare Versuchung alle meine Geisteskräfte durcheinander wirbelte — dann war es um sein Leben geschehen — und auch geschehen um meinen Seelenfrieden."

Dossenheim humpelte herein, langsam und schwerfällig, eine klägliche Erscheinung. Alle Glieder des Säufers zitterten, sein Kopf wackelte, seine geröteten Augen trieften, seine Stimme klang schwach und hohl.

„Verzeiht, Herr Baron, wenn ich zu Euch komme — mich auch gleich ungeheißen niedersetze — meine Beine sind so elend, daß sie kaum mich noch tragen. Ich bin ein jammervoller, verhexter Mensch. Ich nehme Euch gar nicht übel, daß Ihr eine Klage beim Gericht habt eingereicht gegen mich; denn Ihr seid ebenso verhext wie ich."

„Euer trauriger Zustand kommt nicht vom Verhexen, sondern von Eurer wüsten Leidenschaft des Vollsaufens."

„Doch nicht, Herr Baron, gewiß nicht! Andere sind noch viel stärkere Säufer, wie z. B. unser Pfalzgraf, dennoch steht er fest auf den Füßen."

„Weil er viel jünger ist, als Ihr. Nicht darum habe ich die Klage gegen Euch erhoben, weil ich verhext bin, sondern darum, weil ich ein hilfloses, unschuldiges Fräulein schützen wollte gegen Eure unverschämte, gewalttätige Zudringlichkeit."

„Verzeiht, Herr Baron — verzeiht! Ich war nicht unverschämt und gewalttätig — gewiß nicht. In allen Ehren und den besten Absichten habe ich dem Edelfräulein die Ehe angetragen."

„Eure beste Absicht besteht darin, durch die Ehe mit Hildegard Eurer Schuldenlast ledig zu werden. Dies habt Ihr selbst vor dem Richter eingestanden."

„So ist es, Herr Baron! Doch aber hat sie mich verhext."

„Bei solcher Meinung werdet Ihr das Fräulein als Hexe anzeigen," forschte Helmstädt.

„Mag sein — vielleicht auch nicht — es kommt alles darauf an, ob es mir gut oder schlecht geht. Geht es mir gut, dann hat sie das Verhexen eingestellt und ich werde sie nicht verklagen. — Jetzt, gnädiger Herr Baron, komme ich zu Euch, Eure Menschenfreundlichkeit um Hilfe zu bitten. Ihr seht doch, wie ganz erbärmlich es mit mir steht. Seid doch barmherzig und helfet mir aus gräßlichen Nöten."

„Wie kann ich Euch helfen?"

„Schenket mir etwas Geld, damit ich nicht verhungere und verdürste."

Alfred lächelte. Er gedachte der Mahnung Christi: „Liebet eure Feinde! Erweiset Gutes denen, die euch hassen."

„Ist Euch mit Geld geholfen? Ihr werdet das Geld vertrinken und Euren elenden Zustand noch verschlimmern."

„Nein — gewiß nicht! Nur gegen Hunger und Durst werde ich das Geld anwenden, das Saufen jedoch bleiben lassen."

Der Baron öffnete eine Truhe und griff in seine Kasse. Er zählte auf die flache Hand in zwei Reihen zehn Goldstücke, trat vor Dossenheim und hielt ihm die Summe vor Augen.

„Diese zehn Dukaten schenke ich Euch, jedoch nur unter der Bedingung, daß Ihr auf Ehrenwort mir versprecht, die Anklage wegen Hexerei gegen Hildegard von Langenstein zu unterlassen."

„Herr Baron, ich verspreche Euch auf Ehre, daß ich Fräulein Hildegard nicht verklage, weil sie mich verhexte. Ihr seid ein ganzer Edelmann. Ihr habt mich gerettet vor dem Verhungern — dafür danke ich Euch tausendmal. Auch ich bin ein Edelmann, der sein Wort hält. Der Teufel soll mich holen, wenn ich es nicht halte."

Er schob das Geld in die Tasche, verbeugte sich so tief, als das unsichere Fußwerk erlaubte und verließ das Zimmer.

Ritter Hans lächelte verschmitzt, während er durch die Dorfgasse tappte.

„Ein glücklicher Tag heute!" triumphierte er. „Ich habe eine reiche Goldquelle entdeckt, die gar nicht versiechen kann. Aus dieser Goldquelle will ich schöpfen, so lange mich dürstet. Hat mein Durst die zehn Dukaten verzehrt, dann gehe ich zu dem verhexten Baron und sage: Gnädiger Herr, seht, ich habe Wort gehalten, die schöne Hildegard nicht verklagt. Aber ich bin wieder arm, hungrig und durstig. Darum seid wieder barmherzig, auf daß auch ich barmherzig sein kann gegen die Hexe und sie nicht anzeige. So werde ich zu ihm sagen. Und er wird abermals seine Truhe öffnen, um für mich Goldfüchse heraus zu holen. Haha, das ist ein Haupt-

spaß — eine glänzende Entdeckung — eine unerschöpfliche Goldgrube! Der gute Junge Alfred von Helmstädt wird mit seinem letzten Dukaten das Verbrennen der gar schönen Hexe, die ihn verzauberte, abwenden."

Er nahte der Wirtschaft „Zum grünen Baum", dessen Weinstube sogar von durstigen Leuten aus Heidelberg zuweilen besucht wurde. Der grüne Baum stand, schreiend grün gemalt, auf einem weißen Schilde, das über der Eingangstüre prangte.

Mit den inneren Räumlichkeiten genau bekannt, vermied Ritter Hans die große Gaststube und betrat eine ihm vertraute Kammer. Dieses Herrenstübchen war gegenwärtig ohne Gäste. Hans ließ sich unternehmend am Tische nieder.

„Heda, Wirt, wo steckst du?" rief er. „Donnerwetter, ist das eine Weinstube, wo durstige Kehlen bis zum jüngsten Tage warten müssen, ehe sie einen Schluck bekommen? Wirt, he — soll ich dir Beine machen?" und er schlug mit dem Stock heftig auf den Tisch. „Bist du taub, oder sollen die Gäste dich erst aus dem Schlafe klopfen, wenn sie bedient sein wollen?" fuhr er einen kleinen Mann mit pfiffigen Augen an, der sich mit sauerer Miene ihm gegenüberstellte und nicht einmal seine Hausmütze vor dem Edelmann lüftete.

„Einen Schoppen vom besten," befahl Hans. „Nur geschwind — ich verdurste."

Der Wirt rührte sich nicht.

„Ich habe keinen Wein," sagte er ablehnend und kalt.

„Oho — keinen Wein? Bist du abgebrannt oder bankrott?"

„Der grüne Baum ist nicht abgebrannt, er trägt reiche Früchte, jedoch nur für Gäste, die bezahlen. Für Euch hat er keinen Wein, weil Ihr nicht bezahlt."

„Du bist ein grober Flegel, dazu ein dummer Klotz, der es wagt, in solcher Weise zu einem Edelmann zu sprechen — verstanden?"

„Warum sollte ich Euch nicht verstehen? Ihr redet ja deutsch und derb wie ein Edelmann. Bezahlt zuerst, was Ihr seit drei Monaten für Wein mir schuldig seid."

„Für Wein bin ich dir keinen Heller schuldig. Was du mir vorgesetzt, war gar kein Wein, sondern eine Giftbrühe von Wasser, Alaun und Kalk. Ein Hund wäre daran krepiert."

„Doch Ihr habt 200 Schoppen davon gesoffen und lebt heute noch, um mir Grobheiten zu machen."

„Ja, ich lebe heute noch, weil ein Mensch mehr aushalten kann, wie ein Hund. Verstehst du?"

„Ihr habt Wein verlangt, den Schoppen zu zwei Kreuzer. Für zwei Kreuzer könnt Ihr keinen Wein bekommen, wie er am Weinstock gewachsen ist. Versteht Ihr?"

„Ich habe deine Giftbrühe gesoffen, weil du mir echten Wein versagtest."

„Dies hab' ich getan, weil Ihr niemals bezahlt. Mein bester Wein, gewachsen in den Weingärten von Lützelsachsen — also eine Perle von Wein — kostet der Schoppen zehn Kreuzer. Aber ich bedanke mich, jemand solchen Edelwein zu verzapfen, der nicht einmal die Giftbrühe bezahlen kann."

„Fertig!" rief Hans übermütig. „Was bin ich dir schuldig für die zweihundert Schoppen Wasser mit Kalk und Alaun?"

„Dafür habt Ihr vierhundert Kreuzer zu zahlen, oder vier Taler und zwanzig Kreuzer."

Ritter Hans griff in die Tasche und zog eine Handvoll Goldstücke hervor. Der Wirt sah die Dukaten und traute seinen Augen nicht.

Hans schob zwei Goldmünzen über den Tisch.

„Da sind sechs Taler — mache dich bezahlt — das übrige Geld gib heraus."

Jählings verwandelte sich die Unhöflichkeit des Wirtes in die freundlichste Dienstfertigkeit.

„Allen Dank, Herr Ritter, für die blanke Zahlung. Darf ich vielleicht Euer Gnaden von meinem besten Wein vorsetzen?"

„Recht! Bringe einen Schoppen von der Perle aus den Weinbergen von Lützelsachsen — aber geschwind."

„Im Augenblick, gnädiger Herr!"

„Der Schuft!“ brummte Hans. „Vorher brüllte er mich an, wie ein Bär und jetzt, nachdem er das Gold gesehen, wedelt und kriecht er vor mir, wie ein geschlagener Hund.“

Der Wirt kehrte zurück, in der Rechten eine verkorkte Flasche, in der Linken ein Trinkglas.

„Herr Ritter, wenn Ihr die Flasche getrunken habt, dann hört Ihr alle Engel im Himmel posaunen,“ versicherte der Wirt, indem er die Flasche entkorkte.

„Meinst du? Ganz recht! Lieber höre ich posaunende Engel, als einen bissigen, bellenden Hund.“

„Haha, das ist gut gesagt, Herr Ritter! Wohl bekomme Euer Gnaden der Lützensachsener.“

Wie flüssiges Gold war der Wein, erquickenden Wohlgeruch verbreitend, in das Glas geflossen. Hans leerte es in einem Zuge.

„Ha — ah — der kann was!“ rühmte er. „Der stellt seinen Mann, und zwar einen starken.“

„Nicht wahr, Euer Gnaden? Ich sagte es ja.“

„Donnerwetter — wie belebendes, stärkendes Labsal rinnt er mir durch alle Adern. Jetzt wird mir wieder gut. Die elende Schwäche zieht ab in Eile. Ich glaube, das zweite Glas wird mir schon den Himmel auftun, so daß ich alle Engel trompeten höre.“

„Nicht wahr? Ich sagte es ja, Euer Gnaden.“

„Hast du viel von dieser Perle?“

„Es mögen noch dreißig Flaschen vorhanden sein.“

„Ist das alles?"

„Und noch ein kleines Faß von fünfzig Schoppen."

Hans saß einige Minuten überlegend.

„Merke auf, Wirt, was ich sage! Weil dieser Wein für mich ein Heiltrank, ein wahres Lebenselixier ist, so will ich das Fäßlein von fünfzig Schoppen dir abkaufen. Dazu wünsche ich von den dreißig Flaschen noch eine Flasche, die ich sogleich mitnehme. Das Fäßlein fährst du in deinem Wagen nach meinem Hause in Dossenheim. Dort werde ich beim Anzapfen genau vergleichen, ob der Wein im Faß derselbe ist, wie in der Flasche. Und weil mir das Gehen etwas schwer fällt, so werde ich mich mit der Probeflasche zu dem Fäßlein auf den Wagen setzen. — Nun rede — was verlangst du für das alles?"

„Darf ich fragen, Euer Gnaden, ob Ihr sogleich bar bezahlt?"

„Natürlich! In deiner Kreide will ich nimmer stehen."

„Mit Verlaub, Herr Ritter, das könnt Ihr tun, wie es Euch gefällt. Das Faß Lützelsachsener, dazu die Probeflasche, kosten zusammen viereinhalb Taler. Zahlt Ihr noch eine Dukate und nehmen wir dazu, was Ihr noch auf die zwei Dukaten herauskriegt, dann soll auch der Fahrlohn nach Dossenheim bezahlt sein."

„Hier hast du eine Dukate. Jetzt bringe noch eine Flasche von dem Edelwein — du siehst ja, daß die erste Flasche leer ist."

„Wie Euer Gnaden befehlen."

In der nächsten Minute stand die zweite Flasche vor Hans.

„Ihr habt recht, gnädiger Herr, wenn Ihr vorhin gesagt habt: der stellt seinen Mann, und zwar einen starken Mann. Ja, der Wein ist sehr stark, man muß sich vor ihm hüten."

„Pah — ich bin auch stark! Ich werde fertig mit dem Lützelsachsener. Jetzt gehe, richte den Wagen, derweilen ich mit diesem süß duftenden, goldigen und starken Herrn mich unterhalte."

„Wohl bekomm's, Euer Gnaden!"

Als der Wirt nach einer halben Stunde zurückkehrte, war die Flasche leer und der Ritter fest eingeschlafen. Nach kräftigem Schütteln öffnete er die Augen, schloß sie aber sogleich wieder; denn er war sinnlos berauscht.

„Was fangen wir jetzt an?" fragte der Wirt seinen Knecht. „Er kann weder gehen, noch stehen, noch aufrecht sitzen."

„Das ist leicht zu machen," meinte der Knecht. „Zuerst streuen wir Stroh in den Wagen. Dann tragen wir den Besoffenen hinaus und legen ihn auf das Stroh. Bis ich mit ihm nach Dossenheim komme, wird er den Rausch soweit verschlafen haben, daß er wieder stehen und sitzen kann."

So geschah es.

Am folgenden Morgen trat vor den Baron einer seiner Bauern, den er zur steten Beobachtung Dossenheims aufgestellt hatte.

„Gnädiger Herr, jetzt brauche ich dem Dossenheim nit mehr aufzupassen. Heut' Nacht ist er dorthin abgefahren, von wo man nit mehr zurückkehrt."

„Wohin ist er gefahren?"

„In die Ewigkeit. Man kann aber nit sagen: Gott hab' ihn selig! — weil den Erzlumpen ganz sicher der Teufel geholt hat."

„Gestorben! Woher die Nachricht?"

„Hab' selber ihn tot gesehen. Heute früh machte ich wieder die Runde nach Dossenheim, wo abseits vom Dorf das Haus des Ritters steht, bei dem die Annekäth von hier dient. Wie ich dorthin komme, sitzt die Annekäth vor dem Haus auf der Bank und ächzt und stöhnt.

„Na, Annekäth, warum heulst du?" rief ich ihr zu.

„Ach Gott, Peter, komm herein!" sagte sie. „Wie gut, daß du jetzt vorbeigehst! Gerad' komme ich aus meiner Dachkammer herunter. Wie ich in die Stube hineingehe, liegt mein Herr auf dem Boden und ist tot."

„Wir gingen zusammen in die Stube. Auf dem Tische lag ein angezapftes kleines, halbleeres Faß. Neben dem Faß stand ein Schoppenglas mit einem kleinen Rest Wein. Vor dem Tisch am Boden lag der verlumpte Ritter in seinem Blut, das ihm aus dem Mund herausgelaufen war. Die Annekäth erzählte, er habe bis tief in die Nacht hinein gesoffen und gesagt, jetzt wolle er sich für den langen Durst einmal recht satt trinken. — Da kann man auch sagen: Wie gelebt, so gestorben."